

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 13 (1933-1934)
Heft: 9

Rubrik: Lese-Proben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Da wäre übrigens eine Wiedergabe berühmter Schilderungen der Schönheit der Stadt und des Sees wirkungsvoller gewesen und hätte z. B. ein Brief von Görres, in dem er auf mehreren Seiten das wunderbare Farbenspiel des Ein- nachtens in Zürich beschreibt, einen ruhmvollen Platz eingenommen. Er scheint bisher ganz unbeachtet geblieben zu sein und legt doch von der unvergleichlichen Sprachgewalt des großen Mannes glänzend Zeugnis ab. In Zürich als Fremdenstadt fehlt vor allem ein Eingehen auf die reizvolle Frage, wie stark Zürich in den letzten Jahrzehnten von auswärts besiedelt, wie dieser Zustrom aufgenommen worden und ob und in welcher Weise nun eben ein neues Zürcher Volk dadurch entstanden ist. Auch dem Verfasser dieser Arbeit können wir in seinen geistreichen Wendungen nicht gerne folgen und haben uns z. B. vergebens gefragt, was „savonarolistisch“ (schon diese Wortbildung) an einem Auspruch darüber sein soll, daß die Fremden zur Schweiz kommen sollen und nicht die Schweiz zu ihnen. Über-

haupt wird nun Zürichs Haltung als Fremdenstadt dermaßen herausgestrichen, als ob man hier ein ganz besonders edles und von den andern Schweizerstädten abstechendes Gebahren erkennen müsse, daß man ganz vergnügt ob dieser so echten Unbesangenheit in der eigenen Lobpreisung wird. Über Basels große Kulturzeit im neunzehnten Jahrhundert verbreitet sich, wie nicht anders zu erwarten war, C. A. Bernoulli, nicht ohne einige willkürliche Auslassungen (Wilhelm Wackernagel und Andreas Heusler) und Pressungen, so wenn Nietzsche das Pathos der Distanz in Basel aufgegangen sein soll, aber als Ganzes anregend, und da dem Verfasser die Seitenzahl offenbar vorgeschrieben war, in wohltuender Knappheit. — Mit diesen auch von Willkür nicht freien Bemerkungen und Beanstandungen, denn es ließe sich an den anderen Aufsätzen ebenso gut etwas besonderes hervorheben, möge der Leser auf diese für die schweizerische Kulturgeschichte wertvollen Veröffentlichungen aufmerksam gemacht sein.

Gerhard Boerlin.

Lese-Proben

Aus Alexander von Ruzsand: Kronzeuge des Jahrhunderts.

„Eines Morgens — man schrieb den Januar 1919 und ich lebte noch immer im Hotel Ritz in Paris, wo ich auf den lange zögernden Umschwung des Geschicks wartete, — empfing mich bei meinem Erscheinen im Restaurant ein Salvenfeuer halb neugieriger, halb aufgeregter Blicke. An allen Tischen verstummte das Gespräch, und alle Köpfe wandten sich nach mir. Ich beschäf mich forschend im Spiegel, in der Erwartung, ein Loch im Ärmel oder mindestens einen abgerissenen Knopf zu entdecken. Nichts Geringeres als ein Etikettefehler dieser Art konnte eine solche Aufregung verursachen, denn um jene Zeit hatte ich längst aufgehört, etwas Neues im Ritz zu sein.“

Nachdem ich meine Befürchtungen beschwichtigt hatte, setzte ich mich, bestellte das Frühstück und begann, meine Post zu lesen. Vielleicht, so dachte ich, ist ein Brief mit überraschenden Neuigkeiten gekommen, die in Paris schon allgemein bekannt sind. Wiederum irrte ich. Ich fand ein paar Rechnungen, ein paar Bitten um Autogramme und eine Einladung von meiner alten Freundin, der Herzogin von Broglie, zu einem Diner für diesen Abend. Weiter nichts. Nicht einmal den Drohbrief eines überspannten Kommunisten. Als ich sah, daß die Leute noch immer zu mir herstarrten, zuckte ich die Achseln und versteckte mein Gesicht hinter der Morgenzeitung.

Ein arg verwirrtes Gruppenbild auf der ersten Seite zog sofort meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich konnte die Personen nicht erkennen, doch trugen alle die Uniform der kaiserlich russischen Garde. Ich suchte den begleitenden Text und bemerkte erst jetzt die über die ganze Breite des Blattes laufende fettgedruckte Überschrift:

Vier russische Großfürsten erschossen

Die Großfürsten Nikolaus, Georg, Paul und Dimitri, zwei Brüder und zwei
Söhnen des hier weilenden Großfürsten Alexander, wurden gestern von
den Sowjets hingerichtet

Das war alles. Die Meldung selbst enthielt nur wenige Zeilen und gab
keine weiteren Einzelheiten, ausgenommen, daß „die Begräbnisstätte der vier
Großfürsten von der Sowjetregierung nicht bekanntgegeben wurde“.

Ich weiß noch, wie ich die Zeitung faltete und in die Tasche zu stecken ver-
suchte, was bei dem unbequemen Format der französischen Tagesblätter ziemlich
schwierig war. Nicht, daß ich betäubt gewesen wäre; ich wußte ja, es mußte früher
oder später so kommen. Ich hatte es Wochen und Monate erwartet, aber jetzt, wo
es wirklich geschehen war, versagte plötzlich mein Verstand, und ich konnte die Ur-
sachen nicht enträtseln, die Schuld tragen an der Vernichtung dieser vier Men-
schen, die sich immer vom Wirbel der politischen Ereignisse in Rußland ferngehalten
hatten und keine wie immer geartete Gefahr für den siegreichen Fortgang der
Revolution bildeten konnten.

Einen Augenblick dachte ich an die vier und an das Leben, das sie geführt
hatten. Nikolaus — ein Träumer, Dichter und Geschichtsforscher von durch und
durch republikanischer Richtung, ein enttäuschter Junggeselle, der das Andenken
seiner einzigen Liebe, der Königin eines nordischen Staates, im Herzen trug.
Georg — ein bescheidener, ziemlich wortkarger Junge, der mit seiner Malerei und
mit seinen Kindern ungestört bleiben wollte. Dimitri — ein Riese mit Falkenaugen,
ein Pferdenarr, ein eingefleischter Weiberfeind, Bibelleser und Prophet des Welt-
untergangs. Paul — ein hübscher, gutherziger Mensch, restlos glücklich in seiner
morganatischen Ehe, der sich keinen Pfifferling um Monarchie und Macht scherte.
Die völlige Zwecklosigkeit dieser Morde muß auch dem unbarmherzigsten Kom-
munisten klar gewesen sein.

Ich fragte mich, was ich jetzt tun solle und ob es Wege gäbe, einige weitere
Einzelheiten zu erfahren. Ich wandte mich um und erblickte den Maître d'Hôtel.
Das Tablett in der Hand, stand er hinter mir und beobachtete wahrscheinlich, wie
ich die Schreckensnachricht aufnahm. Unsere Blicke begegneten einander. Ich dachte
daran, daß er immer ein besonderer Günstling meiner beiden Brüder gewesen war.

„Monseigneur werden es zweifellos vorziehen, das Frühstück auf dem Zimmer
serviert zu bekommen“, schlug er mit gedämpfter Stimme vor, und das brachte
mich wieder zur Besinnung. Ich fühlte die gespannte Erwartung der Zuschauer
und begriff, daß sie auf die große theatralische Geste warteten.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Olivier“, sagte ich, vielleicht eine Nuance
zu trocken, „aber ich sitze hier ganz gut“.

So blieb ich an meinem Tisch und aß langsam mein Frühstück, während sich
alle Augen auf mich richteten, als fragten sie, wie es einem Menschen möglich
sei, Butter auf sein Rößbrot und Zucker in seinen Kaffee zu tun, wenn vierund-
zwanzig Stunden vorher vier seiner Anverwandten erschossen wurden.

Abends folgte ich der Einladung der Herzogin von Broglie zum Diner und
setzte mich so einem viel heftigeren Ansturm verletzter Konventionen aus.

„Sie hier?“ flüsterten Menschen, die gewohnt waren, die Tiefe des Schmer-
zes an der Säure der Miene und der Breite des Armslors zu messen.

„Warum nicht?“ war meine ganze Antwort.

Es wäre vergebens gewesen, ihnen zu erklären, daß kein Exekutionskommando
der Welt den Funken unsterblicher Kraft und ewigen menschlichen Strebens aus-
zulöschen vermochte, den ich als Großfürsten Nikolaus Michailowitsch von Rußland
kannte. Es gibt kaum je eine Verständigungsmöglichkeit zwischen Glauben und
Vorurteil. Ich bewahrte meine Überzeugung unverletzt. Sie ergriffen die Ge-
legenheit, zu behaupten, ich hätte „Champagner getrunken und getanzt“, wäh-
rend meine gemordeten Brüder auf dem Töpferacker verscharrt wurden. Ich fand
sie erbärmlich. Sie nannten mich unmenschlich.“